

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 163 (1884)

Artikel: Man soll den Teufel nicht an die Wand malen : Humoreske
Autor: G.E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-373879>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Man soll den Teufel nicht an die Wand malen.

(Humoreske von G. E.)

Der Gallenfritz, ein Schneidergeselle von 26 Jahren, war eine von jenen Naturen, die glauben, an ihnen sei ein Genie verloren gegangen und wenn sie als Sohn Philipps von Macedonien oder von Friedrich Wilhelm I. auf die Welt gekommen wären, so hätten die Chronikenschreiber noch weit größere Heldenthaten zu verzeichnen gehabt. Daher war in seinen Augen der Feldmarschall Georg Dörfflinger, der einst auch die Nadel geführt, nur ein Stümper und Fritz der festen Ueberzeugung, daß auch noch einmal sein Tag kommen und die staunende Welt sich verwundern werde, daß sie so lange ein solches Genie habe verkennen können.

Sein Meister, der alte Schneider Lorenz, war freilich gar nicht dieser Ansicht, meinte vielmehr, ein flüchtigerer, gedankenloserer Kerl sei auf dem ganzen Erdenrund nicht zu finden. Wenn er nicht seiner Schwester Sohn wäre, würde er ihn längst ausgejagt haben. Ihm sei doch wahrlich nicht gedient, wenn er meine, der Herr Vetter sei mit den Hosen oder dem Gilet, die doch schon lange genug in Arbeit seien, einmal fertig, und der Geselle studire an der schiefen Schlachtordnung des Epaminondas oder an den Heldenthaten des Rinaldo Rinaldini herum. Kein Schauerroman sei in der Leihbibliothek der Stadt, der nicht schon von ihm gelesen worden sei. Je schauerlicher es dabei zugehe, je mehr geköpft, gehenkt oder gefoltert werde, je besser gefalle ihm die Geschichte. Mit Gespenstern zu Nacht essen und um Mitternacht beim Hochgericht vorbeigehen, wo ruhelose Geister ihr Unwesen treiben, wäre für den Gallenfritz eine Kleinigkeit und immer und immer frage er den Orten nach, wo früher die Marktsteinversetzer als „brünnige Mannen“ haben umgehen müssen, Ragen mit tellergroßen Augen den Kreuzweg bewachen und ob dem Grabe eines im Walde verscharrten Selbstmörders die „Armenfünferblume“ blühe.

So erzählte der Schneider Lorenz, wußte aber gar nicht, daß sein Geselle, der die Ehre hatte, sein Neffe zu sein, als ein „Freigeist“ aus der Fremde heimgekommen war, weder an Hexen noch Gespenster glaubte, wol aber es liebte, zu schwärmen und mit seiner Belesenheit groß zu thun.

Als er vor Jahren in der Fremde gewesen war, hatte er während einem Winter als Statist im Theater mitgewirkt, dort die Erscheinungen in der Wolfschlucht, die gespenstigen Nonnen in „Robert dem Teufel“, den steinernen Gast im „Don Juan“ und die Kobolde und Gnomen im „Faust“ und der „Undine“ gesehen und hatte seine helle Freude daran, wenn beim Erzählen seiner Geschichten die Dorfbewohner eine Gänsehaut überlief. In seinem Koffer waren aus jener Zeit noch verschiedene Charaktermasken, Perrücken und auch eine Teufelslarve mit Hörnern, die er zum Schrecken Anderer einmal zu verwenden gedachte.

Gelegenheit hiefür sollte sich bald finden. Am äußern Ende des Dorfes wohnte nämlich der Hansjörg Brunner, einer jener Bauern, bei denen bäuerische Schlanheit mit Energie gepaart ist, mit seiner einzigen Tochter, dem 19jährigen lebensfrohen Zusannei, einem Mädchen, dessen hübsche, braune Augen es schon mehr als einem der jungen Burschen des Dorfs angethan hatten, mehr als gerade nöthig war, um ihr Haus herumzustrreichen, das aber bisher gegen Alle freundlich gewesen war, ohne Diesen oder Jenen besonders auszuzeichnen.

Einmal war nun auch Gallenfritz mit seinem Meister zu Hansjörg auf die Stör gekommen. Daß das hübsche Mädchen auch dem zungengewandten Schneidergesellen gefiel, ist begreiflich, weniger begreiflich aber, daß der überspannte Mensch sich sofort einbildete, diese schöne Blume sei extra für ihn gewachsen, und demselben ärger den Hof machte, als ein verliebter Minnesänger des Mittelalters seiner angebeteten Dulcinea. Selbstverständlich durfte er dem hübschen Zusannei nicht vom Schlachtfeld von Marathon, dem Ring des Polykrates, der Bettstatt des Prokrustes oder von Iwan dem Schrecklichen erzählen, sondern da wurde hervorgesucht, was verliebte Poeten einst von ihren Geliebten gedichtet und gesungen haben, wie z. B.: „Einsam mein' ich an der Rosenstelle, wo uns oft der späte Mond belauscht! Jammernd irr' ich an der Silberquelle, die uns lieblich Wonne zugeräuscht“, — worüber aber Zusannei herzlich lachen mußte und betonte, sie erinnere sich nicht, jemals so schmerzmüthig gewesen zu sein.

Sie sei weder eine Gefangene an den Wassern Babylons, noch so verzagt, wie die Braut im hohen Lied Salomons; von all dem gelehrten Krimskrams verstehe sie kein Sterbenswörtchen und hege auch keinen Wunsch, denselben zu verstehen. Sie beschränkte sich auf den engsten, intim und lieb gewordenen Kreis von Haus und Heimatstätte; ihr freundliches Dörschen mit seiner einfachen Kirche tauschte sie weder an die Pracht der Städte, noch an den stolzen Glanz eines Schlosses. Einfach sei sie erzogen und ihr dabei wohl. — Bei diesen Worten lächelte sie so fröhlich und unbefangen, daß Gallenfritz sie wirklich um ihren Humor beneidete und einsah, daß man sie mit weltchmerzlichen Liedern u. Gedichten höchstens langweilen würde. — Im Fernern sorgte aber auch Hansjörg dafür, daß der lästigen Prahlerei von Gallenfritz Schranken gesetzt wurden. In ziemlich unverblümter Weise gab er nämlich dessen Meister zu verstehen, daß er Schneider zum Arbeiten, nicht bloß zum Schwatzen auf die Stör nehme und Lorenz war denn doch auch nicht so dumm, daß man ihm hätte mit der Wanne winken oder mit dem Holzschlägel deuten müssen. So bekam der Geselle in-

Folge, dessen verstohlen nicht bloß manchen Rippenstoß, sondern mußte sogar wiederholt die Mahnung hören: „Se, Fritz, bütz au, und schwätz nüd allimyl.“ (Siehe Abbildung.) — Als Zusanne einmal Zeuge einer solchen Zurecht-

weisung war, mußte es hell auf lachen, was den Gesellen, der eben noch so groß gethan, natürlich nicht wenig verdros. Er wurde roth wie ein gesottener Krebs, stach sich wiederholt tief in den Zeigefinger der linken Hand und fing denn doch nach und nach an zu begreifen, daß nicht Jeder, der mit unterschlagenen Beinen auf einem Tische sitzt, schon ein türkischer Pascha ist. Von einem Extrem sprang er nun in das andere, spielte den Gefräßten, der seine Würde zu wahren wisse, da er in seinem Innern reichlich Ersatz für die ihm vorenthaltene Anerkennung seines Wissens und die ihm widerfahrere Unbill finde.



Als aber hievon blutwenig Notiz genommen wurde, murnte es ihn doch, — statt würdevoll und herablassend, blickte er nun verdrossen und grimmig von seinem erhöhten Sitz herab und studirte, wie er es nun anfangen müsse, um doch imponiren zu können. Aber er besaß weder die

Stärke eines Simson, noch die Größe eines Goliath, war weder ein Magier, der seine Operationen in ein geheimnißvolles reizendes Halbdunkel zu kleiden verstand, noch besonders schön und liebenswürdig. Und mit seiner Belesenheit allein hätte er keinen Rivalen aus dem Felde schlagen, bei keiner Schönen sich einen Stein ins Brett setzen können. Seine ganze Figur hatte eben sehr wenig Sympathisches. Das magere Gesicht war von safrangelber Farbe und trug den Stempel früherer Ausschweifungen. Unter der spitzen Nase sollten vereinzelte rothe Haare einen Schnauz vorstellen, sie waren aber so stachlig, daß man hätte Erdbeeren daran stecken können und alle Mühe von Gallenfritz, mit Schnauzwichse sie kultivirter zu machen, bisher vergeblich gewesen. Auch an Brustumfang hätte es ihm gefehlt, tauglich zum Militär zu sein. Als er das 20. Altersjahr erreicht hatte und mit seinen Altersgenossen zur Einschreibung sich einfand, wurde er sofort angewiesen, vor der nächsten Untersuchungskommission sich zu stellen und von dieser für immer vom Waffendienst befreit. Das hatte ihn, der geglaubt, das Zeug zu einem Prinz Eugen zu besitzen, ganz gewaltig geärgert und er nachher keine Gelegenheit versäumt, um eine solche Tactlosigkeit, die unter Umständen das Vaterland seiner tapfersten Söhne beraube, zu brandmarken. Denn wie oft hatte er schon persönlichen Muth bewiesen! In wie mancher Bataille, die von Gefellen am blauen Montag geliefert worden, hatte er sich Beulen und blaue und rothe Striemen geholt und noch räsonnirt und das letzte Wort haben wollen, als er einmal auf der Wachtstube eines Polizeipostens mit dem „Hagenschwanz“ Bekanntschaft machen mußte. — Und welche Kaltblütigkeit hatte er erst auf den Brettern, die die Welt bedeuten, bewiesen, wie unerschrocken sich im Feuer und Pulverdampf, beim Erscheinen von höllischen Spuckgestalten gezeigt. — Wenn in der Oper „der Maskenball“ der Gardeoffizier Ankarström den König Gustav III. erschöß, in den „Jugendnotten“ alle Gräuel der Bartholomäusnacht sich wiederholten, im „Freischütz“ beim Gießen der Freikugeln in der Wolfschlucht die ganze Hölle losgelassen zu sein schien, hatte er nie gezittert und war daher jedesmal fuchsteufelswild geworden, wenn man, um ihn zu necken, die „Schneider-Courage“ von Göthe deklamirte.

Während er so seiner Statisten-Laufbahn gedachte und den Bühnen-Erinnerungen nachhing, sein Meister selbst sich über die auffallende Stille wunderte, trat Heiri Müller, ein junger Bursche aus dem benachbarten Dorfe, in die Stube, dem Vetter Hansjörg nachfragend. Als derselbe gleich nachher erschien und Zusannei auf sein Geheiß eine Flasche Most holen mußte, Vater und Tochter den jungen Mann ganz auffallend freundlich behandelten, da kam diese Sympathie der Beiden für den Vetter dem Fritz ganz verdächtig vor, so verdächtig, daß er anstatt seiner Arbeit obzuliegen, mit offenem Maul nach jener Seite der Stube schielte, wo Heiri die linke Hand von Zusannei drückte, während deren Rechte in seinem Kraushaar wühlte. Erst als Hansjörg, über diese Unthätigkeit erbost, nachdrücklich zu husten begann, wurde auch Lorenz aufmerksam und Fritz erhielt von ihm wieder einen Rippenstoß, der ihn beinahe ab dem Tische geschleudert hätte, eine Manipulation, die sowol Heiri als Zusannei nicht entgehen konnte. Fritz hätte Gift und Galle speien mögen und doch durfte er es sich nicht merken lassen. Ihm war ungefähr zu Muth, wie einem Hahn, der eingeschlossen hinter dem Drahtgitter, zusehen muß, wie ein anderer Henning auf seinem Hofe herumstolzirt, nur mit dem Unterschied, daß er nicht krähen durfte. Daß Zusannei dann den Vetter noch eine Strecke begleitete, und sich nirgends sehen ließ, als die Schneider Feierabend machten und heimgingen, trug natürlich auch nicht dazu bei, den Gallenfritz heiterer zu stimmen. Alle Dämonen, über die Samiel in der Wolfschlucht verfügen konnte, hätte er dem verhaßten Nebenbuhler auf den Hals schicken mögen. Daß Zusannei ihm gegenüber keine Verpflichtung eingegangen und immerhin das Recht habe, nach eigener Neigung seine Wahl zu treffen, die zwischen dem milzächtigen, abgelebten Schneidergesellen und dem kerngesunden, wie eine Rose blühenden Vetter ihm nicht schwer fallen würde, — daran dachte Gallenfritz natürlich nicht.

Als am nächsten Tage Zusannei sich noch zurückhaltender als vorher gegen ihn benahm, ihn auch nicht mehr necken wollte, sondern mehr und mehr ignorirte, — da merkte er, was die Glocke geschlagen und Aerger und Eifersucht machten ihn noch gelber, als er schon war. Er brütete Rache, — nur über die Art und Weise, wie er den ver-

haßten Nebenbuhler recht empfindlich treffen könne, war er noch nicht im Reinen.

Daß er bei seinen rachsüchtigen Plänen nicht auf fremde Beihülfe rechnen könne war ihm klar. Aber das durfte ihn, wie er meinte, durchaus nicht davon abhalten, den Verliebten doch einen Poffen zu spielen. Dem Schlaunen — denkt er — sollt es doch gelingen, was Kraft nicht mag, muß List zu Stande bringen.

Am nächsten Samstag Abend durchsuchte Gallenfritz seinen Koffer und entnahm demselben die gräuliche Teufelslarve mit den Hörnern, die er einst als Dämon in „Robert dem Teufel“ getragen hatte. Heute sollte dieselbe einmal Furcht und Entsetzen verbreiten, der Schneider zum gefürchteten Popanz werden. Auf Umwegen schlich er nach dem Hause von Hansjörg und erwartete hinter einem Streuhaufen versteckt die Ankunft von Heiri. Der war freilich schon vor ihm eingetroffen, denn in der Stube brauchte man kein Licht, da der Vollmond hell durch die Fenster schien. Behutsam näherte sich Gallenfritz nach dem zehnten Glockenschlage dem Fenster, um sich zu überzeugen, ob Heiri vielleicht doch schon da, Hansjörg aber schon zu Bette gegangen sei. Beides schien der Fall zu sein und wie jener Pedell Wirz, der im Antistitium in Zürich und im Hardthurm in Auserfuhl den fanatischen Antistes Klingler so oft erschreckt, schickte sich auch Gallenfritz an, „den Teufel zu urgieren.“ — Die Teufelsmaske wurde angelegt und die Scheiterbeige bestiegen, von wo aus die unheimliche Gestalt in die Stube guckte. Wichtig war da drinnen der verhaßte Nebenbuhler, denn man hörte jenes Flüstern und Rosen, das nur jungen Verliebten eigen ist, was den Gallenfritz so verdroß, daß er das Gallenfieber hätte kriegen mögen. — Was half ihm nun seine Teufelsmaske, da das junge Paar ihm den Rücken kehrte und hinten in der Stube beim grünen Kachelofen saß. Es galt daher, sich bemerkbar zu machen, um so mehr, als inzwischen der Vollmond aus einer großen Wolke hervorgetreten war und die Gegend fast taghell beleuchtete.

Gallenfritz sperrte daher mit dem Fuße gegen einen der Pfähle, zwischen denen die Scheiterzierlich aufgebaut waren und bog sich vor, um den Insassen der Stube seine Teufelsfrase zeigen und mit den Hörnern an die Fenster klopfen zu können, als plötzlich der Pfahl, auf den er sich

gestützt, zu weichen begann und durch dieses und die auf ihr ruhende Last die Scheiterbeige das Gleichgewicht verlor und mit lautem Krachen umstürzte, den gehörnten Helden mitreißend, der seine teuflische Rolle ganz vergessend, einen lauten Angstschrei ausstieß. Erst jetzt waren Zusanelli und Heiri ans Fenster geeilt, um zu sehen, was es gebe. Aber auch Hansjörg war, von dem Lärm aufgeschreckt, aus der Tonne getreten. Eine geknotete Garbenweide in der Hand haltend, gewahrte er kaum den aus den Scheitern sich herausarbeitenden Gallenfritz, als er das Hintertheil desselben derart zu bearbeiten begann, daß dieser meinte, das Feuer in Holland brennen zu sehen und wie ein Dachmarder schrie. So sehr war der Alte mit seiner Bastonnade beschäftigt, daß er gar nicht merkte, daß eine gehörnte Gestalt in seiner Gewalt sei. Wohl aber sahen dies diejenigen in der Stube und glaubten vor Lachen plazen zu müssen, daß ein Teufel vom alten Hansjörg durchgehauen werde (siehe Abbildung). Bei der Hast und Eile, mit der dieser sich zu befreien und den Händen seines Peinigers zu entinnen suchte, hüßte er auch wirklich die Hörner ein und ließ die Larve auf dem Schauplatz seiner Heldenthat. Auch waren seine Hosen zerrissen und als endlich Hansjörg mit Prügeln aufhörte, ihm aber zu guter Letzt noch einen Fußtritt applizierte, machte sich Fritz auf das Eiligste davon, ohne sich weiter umzusehen. Wo war jetzt seine Courage, wo seine Tapferkeit geblieben? Wie ein unartiger Schuljunge war er auf das Empfindlichste gezüchtigt und derart blamirt worden, daß von längerem Bleiben im Dorf keine Rede sein konnte. Wie ein begossener Pudel schlich er hinauf in seine Kammer, wo noch sein Koffer offen stand. Kaum wurde er der Perrücken, die noch oben auf lagen, ansichtig, so schmiß er wüthend all das Zeug in eine Ecke und begann seinen „Berliner“ zu packen, um am Morgen in aller Frühe dem Dorfe, wo noch die barbarische Prügelstrafe herrsche, für immer den Rücken zu kehren. Lorenz hatte gar nichts dagegen einzuwenden und war froh, des lästigen Brählers los zu werden.

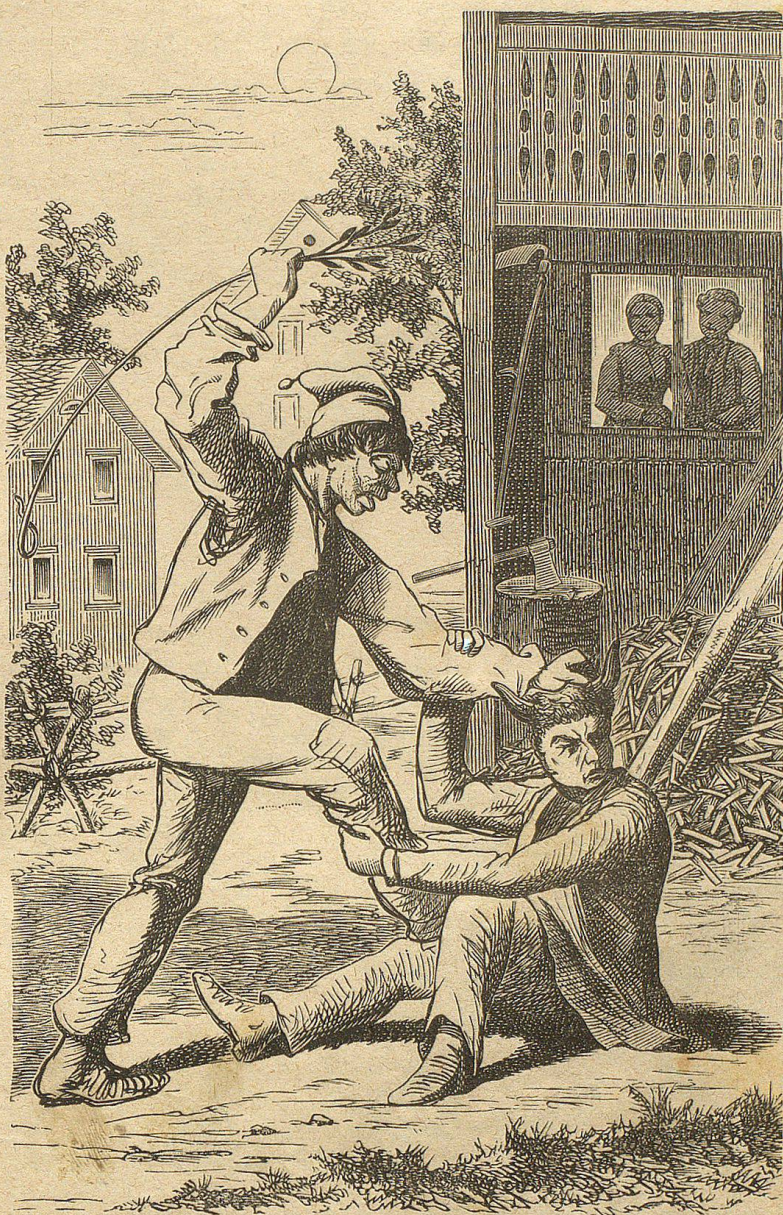
Der war jetzt freilich ganz vertattert, der Ritter ohne Furcht und Tadel zum verzagten Hasenfuß geworden. Schrecken und Entsetzen hatte er verbreiten wollen und anstatt dessen die jämmerlichste Figur gespielt, sich für immer unmöglich im Dorfe

gemacht. Ehe dessen Bevölkerung sein Abenteuer erfuhr, was nicht lange dauern konnte, mußte er sein Bündel geschnürt, den Staub von seinen Schuhen geschüttelt haben. — Kaum graute der Morgen, so verließ Fritz mit seinem Felleisen in aller Stille das Dorf. Den Koffer wollte er sich nachschicken lassen, wenn er für längere Zeit Arbeit gefunden und sich zum Bleiben entschlossen habe.

Recht weit aber wollte er fortgehen, an einen Ort, wo ihn Niemand kenne, es nie bekannt werde, wie übel ihm für seine Pöffen mitgespielt worden sei.

Doch ein Mißgeschick kommt selten allein. Wie der verrückte Ritter Don Quijote je weilen sich kaum von den Nachwehen einer furchtbaren Prügelei bis zur nächsten noch ärgeren erholen konnte, so sollte auch Gallenfritz heute nochmals ein Abenteuer bestehen, das er aber gar nicht aufgesucht hatte. Er mochte nämlich etwa 3 Stunden gelaufen sein, als er drei Handwerksburschen begegnete, die in zwei Tagen weiter kamen als bloß in einem und dem „liederlichen Kleeblatt“ so ähnlich sahen, wie ein Ei dem andern. Es waren dies der Zimmergeselle Balz, gebürtig aus Schleswig-Holstein, der sich aber schon seit vielen Jahren

in der Schweiz herumgetrieben und das Fassen aus dem Fundament erlernt hatte, der Schuster Andres und der Küfer Franz, der auch als Bierbrauer an den Orten Umschau hielt, wo man keine Arbeiter brauchte. Bei allen Dreien waren



die hintersten Seiten des Wanderbuches eine wahre Musterkarte von Timbern aller Art und daraus ersichtlich, daß keine Gemeinde, die Zehrpfennige verabschiedet, unbesucht geblieben war. Wie unter den Blinden der Einäugige König ist, so war auch Gallenfritz, den sein gutmüthiger Vetter nicht ganz ohne Geld fortgelassen hatte, der Reichste der Gesellschaft und es daher nur billig, daß er den immerdar durstigen Gesellen einige Flaschen Most zukommen ließ, nach dessen Genuße die Vier dann einträchtig ihre Reise in's unbestimmte Blaue hinein fortsetzten. — Es war ein heißer Sommertag. Dieser Staub lag auf der Landstraße und die vier Handwerksburschen wurden

daher bald rätzig, sich unter den Schatten eines mächtigen Baumes zu begeben, der auf einer grünen Matte unweit von einem tiefen Weier stand. Da machten es sich die Gesellen bequem. Balz entledigte sich seines blauen Rockes und nachdem er vorsorglich ein Kartenspiel hervor

geholt hatte, machte er den Vorschlag, einen Jaß zu machen. Von dem aber wollte Gallenfritz, der müde und schläfrig war, nichts wissen, legte sich vielmehr auf sein Felleisen und begann bald laut zu schnarchen. — Süß und erquickend mochte aber dieser Schlaf nicht gewesen sein, die Erlebnisse der letzten Nacht wiederholten sich im Traum und mit den Worten:

„O das Teufelsgewand“ stieß er mit dem Fuß gegen den Hut, der als Spielfisch dienen mußte,

daß dieser eine mächtige Beule erhielt und dem davor sitzenden Balz die Karten aus der Hand flogen. Darüber wurde Balz zornig und wollte dem Ruhestörer einen Fußtritt versetzen, traf aber in der Hast den Rücker Franz, der sich eines solchen Angriffes nicht versehen hatte und rückwärts auf den Schläfer flog, der erschrocken laut aufschrie. Voller Wuth sprang nun Franz auf und versetzte dem Anderen, den er für den Angreifer hielt, eine gesalzene Ohrfeige, worüber der so erbozt wurde, daß er seine Karten fallen ließ und den Franz durch zuwalten begann. Balz aber warf sich auf den unglücklichen Gallenfritz, als den Urheber an dem ganzen Skandal, konnte ihm aber nicht gleich beikommen, weil auf dessen Rücken Franz und Anderes sich balgten. Gallenfritz, noch halb schlaftrunken, schrie mörderlich um Hülfe und auf dem sonst so idyllischen

Plätzchen erhob sich ein heidenmäßiger Lärm, denn nun ging es, wie das Sprichwort sagt: „Die Katze über die Ratte, die Ratte über den Strick, der Strick über den Stock.“

„Teufel und Doria! Gibts denn da Mord und Todschlag,“ ließ sich plötzlich eine Stimme hören: Es war der Fischer, der die Fischenzen im Weier

und dessen Zu- und Abfluß gepachtet hatte, eine Gestalt ähnlich dem Hagelhaus im Blikloch.

Als hätte eine Bombe bei den Streitenden ein geschlagen, fuhren sie auseinander.

Gallenfritz und Balz mußten noch ihre Hüte aus dem Weier fischen, Anderes seine Dächlekappe aus dem Schilf herausholen und diejenige von Franz war derart zertreten, als wäre sie in das Rammrad einer Spinnerei gerathen. Dann raffte Jeder sein Felleisen auf und wie ein geheitztes Wild machte sich das vierblättrige Kleeblatt von dannen. Fritz zog es aber vor, nunmehr seinen eigenen Weg zu gehen, da er zur Einsicht gekommen war, daß Abenteuer, wie sie Don Quijote erfahren hat, sich leichter lesen als selbst erleben lassen. Das Schwadroniren konnte er sich nach und nach ganz abgewöhnen, hat auch nie mehr im Theater mitwirken mögen, sondern alle Ansuchen mit den Worten abgelehnt:

„Man soll den Teufel nicht an die Wand malen.“

